

Zeitschrift:	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber:	Franz Otto Schmid
Band:	3 (1908-1909)
Heft:	19
Artikel:	Das Bibliothekswesen
Autor:	Frank, Lilli
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-748032

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leidenschaft, die in der Klage über früher begangene Fehler wurzelt. Die ruhige Beurteilung wird nicht vergessen, daß gegenüber einer internationalen, unter besonderen Verumständnungen und mit ausländischer finanzieller Hülfe gebauten Linie auch besondere Faktoren erwogen sein wollen. Der Begriff der staatlichen Selbstherrlichkeit kann hier nicht ein absoluter sein; wie durch einen Handelsvertrag, so legt sich ein Staat auch durch einen Eisenbahnvertrag mit dem Ausland in seiner Souveränität gewisse Einschränkungen auf.

Das Schlagwort vom „freien Gotthard“, den wir angestrebt, aber nicht erhalten hätten, wird beim objektiven Beurteiler der neuen Verträge nicht verfangen.



Das Bibliothekwesen.

Von Villi Frank, Bibliothekarin.



Das Bibliothekwesen, wie wir es heute vor Augen haben, ist eine der neuesten Errungenschaften der Kultur, obgleich Bibliotheken schon im grauen Altertum bekannt waren. Die moderne Bibliotheksbewegung, die das Bibliotheksfach als selbständigen Beruf betrachtet und behandelt, setzte erst in der 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts bei uns in Deutschland energisch ein. Für die frühere Anschauung legen die Einführungsworte des Herzogs von Braunschweig zu Lessing bereites Zeugnis ab. Er setzte seinen neuen Bibliothekar mit der Bemerkung in sein Amt in Wolfenbüttel ein: „Herr Hofrat, ich nehme an, daß die Bibliothek mehr für Sie da sein wird, als Sie für die Bibliothek“. Und noch heute herrscht, auch bei dem gebildeten Laienpublikum, die Ansicht vor, daß die Bibliothek zwar eine sehr angenehme und zweckmäßige Einrichtung für einzelne Kategorien von Menschen sei, daß sie auch von Staats wegen unterhalten werden solle, daß es sich im übrigen aber kaum verlohne, den Problemen dieser Institution näherzutreten. Man sieht ein, daß wissenschaftliche Bibliotheken nötig sind, weil bei der großen Produktion der einzelne nicht imstande ist, sich das nötige Material zu seinen Studien selbst anzuschaffen, man sieht ferner ein, daß Volksbibliotheken zur Abgabe des geistigen Futters für den kleinen Mann ebenso berechtigt sind, wie Säuglingsheime und Volksküchen, und man gibt schließlich auch zu, daß zur Organisation und

Führung dieser Einrichtungen Leute nötig sind, die einen gewissen Grad von Bildung besitzen.

Welche Bedeutung aber gerade die Bibliotheken für das kulturelle Leben des Volkes haben, wird nur der ganz verstehten, der ihre Inanspruchnahme und Wirkung in Amerika kennen gelernt hat. Die Leistungsfähigkeit des amerikanischen Volkes basiert nicht zuletzt auf den gesteigerten Bildungsmöglichkeiten, die ihm geboten werden, und als wesentliches Volkserziehungsmittel ist seit Benjamin Franklin Schöpfung der Subscription Library die Bildungsbibliothek dort stets angesehen und gefördert worden, und die nunmehrige Haupterscheinungsform der Free Public Library hat eine solche Ausdehnung angenommen, ist so glänzend organisiert, daß der Amerikaner wirklich fast ausnahmslos behaupten kann, es gibt kein Buch, das ihm nicht jederzeit zur Verfügung steht, sehr im Gegensatz zum deutschen Bibliotheksbenutzer, der sehr häufig resigniert erklärt, man könne überhaupt kein Buch in der Bibliothek haben. Wenn böse Statistiker die Behauptung aufstellen, in Amerika dauere es 2 Minuten, in England 5, in Frankreich 7, in Deutschland aber 24 Stunden, bis man auch ein vorhandenes Buch erhalten, so ist das natürlich cum grano salis zu verstehen, und eine ganze Anzahl deutscher Bibliothekare könnte den Gegenbeweis erbringen. Aber nicht zu leugnen ist, daß der Bürokratismus in unsern Bibliotheken noch immer einen sichern Schlupfwinkel hat.

Eine Parallele zwischen unserm und dem amerikanischen Bibliotheks-
wesen läßt sich ja nicht ohne weiteres ziehen. Die Verhältnisse sind ver-
schieden, das Publikum ist es auch. In Amerika unterscheidet sich die
wissenschaftliche Bibliothek lange nicht in dem Maße von der öffentlichen
Bildungsbibliothek wie bei uns. Dort entfallen auch bei den Ent-
leihtungen der Volksbibliothek nur etwa 60% auf Unterhaltungslektüre, sog.
Fiktion, 40% auf wissenschaftliche Werke, während wiederum die wissen-
schaftliche Bibliothek noch immer etwa 40% schöne Literatur verabfolgt.
An unsern deutschen Volksbibliotheken beträgt die Entleiung der Unter-
haltungsliteratur 90/95 %. An wissenschaftlichen Bibliotheken werden
Romane u. dgl. nur verabreicht, wenn sie so historisch geworden sind,
daß sie keiner mehr liest.

Absolut zu verwerfen ist die Trennung der wissenschaftlichen von
der Bildungsbibliothek nicht. Wenn der 1903 in Göttingen verstorbene
Bibliothekar und Professor der Bibliothekswissenschaft, Karl Dziażko,
die Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek folgendermaßen formuliert:
„Die schriftlichen Denkmäler der Menschheit und damit die wichtigste
Stütze einer stetigen Tradition in unserer Kultur zu sammeln, zu er-
halten, zu ordnen und in zweckmäßiger Weise nutzbar zu machen, ist
im allgemeinen die Aufgabe der Bibliothek; sie ändert sich in jedem

einzelnen Falle nach der Art und Bestimmung der Bibliothek, den zur Verfügung stehenden Mitteln und den Bedürfnissen ihres besonderen Benutzerkreises", so erwächst daraus von selbst eine gewisse Einschränkung. Bei den zur Verfügung stehenden Mitteln, die der Staat oder bestimmte Korporationen bewilligen, ist es nämlich in den seltensten Fällen möglich, den doppelten Ansprüchen gerecht zu werden, und es ist nicht zu verwerfen, wenn die Erstellung von Bildungsbibliotheken den einzelnen Städten oder Gemeinden zugewiesen wird. Eine Universalbibliothek nach amerikanischem Muster findet sich in Deutschland nur in Posen in der Kaiser-Wilhelm-Akademie. Dort lag der Gründung der Gedanke zu grunde, durch Verbreitung deutscher Kultur in allen Schichten der Bevölkerung der preußischen Regierung den Kampf um die kulturelle Oberierung Polens zu erleichtern. Man erkannte also dort, daß die Wirkung einer Bibliothek nicht zu unterschätzen ist, wie ja überhaupt das Bibliothekswesen in Preußen unter Althoffs Leitung einen großen Aufschwung nahm. Durch die Gründung von Bibliotheksvereinen, durch Zusammenschluß verschiedener Gemeinden, durch sog. Wanderbibliotheken wird auch der ländlichen Bevölkerung ohne allzu großen Kostenaufwand namentlich im Winter die Möglichkeit geboten, sich nicht nur durch die Kanäle einer oft recht fragwürdigen Provinzpreße ihre Bildung zu holen. Wenn aber unsere Sozialpolitiker mit Recht behaupten, daß Wissen Macht bedeutet, wenn ein Mann wie Schmoller erklärt, die soziale Frage sei keine Magen-, sondern eine Bildungsfrage, so ist ohne weiteres zuzugeben, daß ein Institut, wie die Bibliothek, der weitgehendsten Förderung teilhaftig werden müßte. Einerseits kann dies von Seiten des Publikums durch regere Inanspruchnahme geschehen, da eine steigende Entleiherziffer meist auch die Erhöhung des Etats zur Folge hat, anderseits könnte aber auch durch Zuwendungen von Privatmitteln, bezw. Privatsammlungen viel totes Kapital des Geistes nutzbringend und fruchtbar gemacht werden.

Daß es gerade für eine Bibliothek von der größten Bedeutung ist, wer an ihrer Spitze steht, bedarf kaum der Erwähnung. Die wissenschaftlichen Bibliotheken, die in früheren Zeiten meist von Gelehrten nebenamtlich geleitet wurden, wiesen recht große Mängel auf, und erst in unsrern Tagen ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß es für einen Bibliothekar in leitender Stellung nicht genügt, Fachgelehrter zu sein, sondern daß er neben großer universeller, wenn vielleicht auch nicht ganz tiefgründiger Bildung, organisatorische praktische Kenntnisse besitzen muß, daß er der Fähigkeit bedarf, einen engen Kontakt zwischen sich und dem Publikum durch nie ermüdende Hilfsbereitschaft herzustellen und daß er mit der größten Selbstlosigkeit sich seiner Aufgabe hingeben muß, die keine großen äußereren Erfolge zeittigt, deren Wirksamkeit für ihn nicht

einmal sichtbar in die Erscheinung tritt. Diese Aufgabe aber besteht darin: Hilfe zu geben zur Selbsthilfe. Ganz besonders ist es für das Volksbibliothekswesen von Bedeutung, daß die Leitung einer von sozial-pädagogischen Gesichtspunkten ausgehenden Kraft anvertraut wird und daß die Führung der einzelnen Bibliotheken nicht, wie zum großen Teil bisher, Laien mit mehr oder weniger mangelhafter Bildung anvertraut, sondern daß sie in die Hände von geschulten weitsichtigen Menschen gelegt wird, denn wie für Kinder ist auch für die breite Masse des Volkes nur das Beste gerade gut genug, und wie der Lehrer soll auch der Bibliothekar ein Erzieher und Bildner des Geistes sein.



Das Herlein.

Heber einem Weinwinkel am Rhein ragte ein Schloßlein, und der Junker, der es mit einem altersgrauen Pfaffen, einem tauben Knechte und einer lahmlendigen Magd bewohnte, freute sich des Efeus, der die verfallenen Mauern wie einen Grabstein barg, von dem die Zeit alles Gold gefressen. Mit seinen zwei Kühen pflügte er einen steinigen Acker, ließ in seinem Stücke Wald ein Säulein wühlen und drei Dutzend Hühner von einem Hahn betreun, daß der also gesegnete Goggel nicht wußte, wo ihm der Kamm stand. Und zu den Gaben dieses Viehzeugs spendete ein Gärtlein Kraut und Bohnen für die Küche und etliche Rosen und Georginen für die Kapelle. Ein weitaftiger wilder Kirschbaum gab Jahr für Jahr seine Frucht, auf daß ein würziges Schnäpslein gebrannt werden konnte, und für den einen oder anderen Krug holte der Knecht etliche Maß Wein für die Messe und den Feiertagstisch aus dem Tale herauf. Dazu gab's in der Sommerszeit Krebse und Forellen aus dem Bach, und im Herbst, wann die Wandervögel über den Hügel strichen, zog das Pfäfflein manches Netz über einem fetten Fluge zu.

Der Junker aber war um so einsamer, je kräftiger die Kost war, und er schaute in seiner Sehnsucht wohl die Bilder seiner Vorfahren an, die alle auf eine wohlhabende Nase hin gezüchtet hatten. Von einem zum anderen war sie in immer lebendigerem Feuer entbrannt, und das hatte Wiesen und Wingerte des schönen Besitzes verzehrt, und der Junker